

Stadt und Berg

von Wilhelm BERGER

Ein freundliches Verhältnis

Es gibt einige Städte, die einen bestimmten Berg zum „Hausberg“ ernannt haben. So gehört der Pfänder zu Bregenz, der Schöckel zu Graz, der Patscherkofel zu Innsbruck. Diese besonderen Berge erscheinen meist als Freunde. Aus Bürofenstern und Klassenzimmern wird sehnsüchtig zu ihnen hinaufgeblickt. Als ob sie Antithesen zur Enge des Alltags wären, versprechen sie eine weite Sicht ins Ungefähre, einen erhabenen Standort, den man am nächsten Wochenende vielleicht selber einnehmen wird. Die um ihn wohnen, blicken auf ihn, „als hätten sie ihn selber gemacht“, schreibt Adalbert Stifter in seinem Buch *Bergkristall* über einen Berg dieser Art.

Andere Berge, wie zum Beispiel der Vesuv bei Neapel, stehen drohend am Horizont. Der Vesuv hat im Jahr 79 nach Christus die Städte Pompeji, Herculaneum und Stabiae und viele Landgüter unter Asche und Lava begraben. Trotzdem sind heute zahlreiche Ansiedelungen seine Hänge hochgeklettert. Ein Observatorium bewacht jede seiner Regungen, die seit 1944, dem Jahr des letzten größeren Ausbruchs, fast eingeschlafen sind. Eine schon seit langem erwartete Eruption würde die ganze Region in eine Katastrophe stürzen.

Der Dobratsch dagegen, der Hausberg von Villach, ist ein freundlicher Berg. Obwohl Teile von ihm 1348, in einer gewissen Entfernung von Villach, herabgestürzt sind und die Landschaft geformt haben, die heute Schütt heißt, scheint er die Stadt zu bewachen. Viele ihrer Bewohner haben an seinen Hängen das Schifahren gelernt. Man könnte, was Heinrich Heine in seiner *Harzreise* über den Brocken schreibt, auch zum Dobratsch sagen, er habe etwas „Verständiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge so weit und klar überschauen kann“.

Landschaft und Kultur

Wenn solcherart von unfreundlichen und freundlichen Bergen gesprochen wird, ist eine eigentlich selbstverständliche These vorausgesetzt: Es existiert ein komplexes Verhältnis zwischen der Landschaft und den Menschen, die sie bewohnen.

Diese These hat aber ihre Probleme. Sie wurde wissenschaftlich zuerst von Friedrich Ratzel vertreten, der 1897 ein Buch mit dem Titel *Politische Geographie* geschrieben und damit eine gleichnamige Wissenschaftstradition begründet hat. Für ihn ist der „Boden“ das wichtigste, und so lässt er die Gestalt des Bodens, die Gestalt der Landschaft zur Ursache der kulturellen und sozialen Verhältnisse werden. Wer das Leben in einem Tiroler Tal mit sozialen Strukturen zum Beispiel in den Ebenen Norddeutschlands vergleicht, wird dem vielleicht noch heute zustimmen. Und irgendwie soll ja auch die Landschaft Kärntens etwas zu tun haben mit der Melancholie der hier gesungenen Lieder. Problematisch wird das Kon-

„Mein Zugang zu Landschaften ist das Gehen und das damit verbundene genaue Sehen. Die Schütt hat mich immer schon in ihrem Durcheinander fasziniert und im Ineinander von Schönheit und dem Unscheinbaren, nur scheinbar Banalen, dem man begegnet.“

(W. BERGER)

zept, wenn die Bewohner die Landschaft als Ursache ihrer Eigenarten und diese Eigenarten als Gründe dafür sehen, die Landschaft als einzige bewohnen zu dürfen. Die im Nationalsozialismus konstruierte Einheit von Blut und Boden ist das extremste Beispiel dafür, wohin diese These führen kann.

Die moderne Modellierung des Zusammenhangs ist auch in der kritischen Distanzierung von diesem Konzept entstanden: Landschaft und Gesellschaft werden auf einer fundamentalen Ebene radikal entkoppelt. Erst dann können auf der historischen und sozialen Ebene ihre Verknüpfungen untersucht werden. Territorien erscheinen dabei als je schon kulturell kodierte, und sogar ihre stofflichen Eigenschaften sind sozial formiert. So kann die Vielschichtigkeit der wechselseitigen Beziehungen zwischen der Landschaft und dem Sozialen zum Thema werden. Wer vor diesem Hintergrund zum Beispiel die politischen und sozialen Verhältnisse in den Niederlanden studiert, dem wird diese wechselseitige Verflechtung sofort plastisch. Die jahrhundertelange Auseinandersetzung mit dem Wasser, dem das Land abgerungen wurde, hat zu kooperativen politischen Formen geführt. Das komplexe Kanalsystem, die Windmühlen und Pumpen, konnte man nur in enger Zusammenarbeit aufrechterhalten: Die Menschen formen die Landschaft, und die Landschaft formt ihre Verhältnisse.

Das Verhältnis zwischen der materiellen und der symbolischen Seite einer Landschaft ist schließlich ein weiterer Aspekt des Themas. Zentral dabei ist die Doppeldeutigkeit des Symbolbegriffs. Symbol heißt einerseits ein Zeichen für etwas anderes. Vom griechischen *synballein*, das heißt Zusammenfügen, Zusammenwerfen her kommend, meint der Begriff aber auch „Sinnformen, die die Einheit des Verschiedenen ermöglichen; sie *sind* diese Einheit, ihre äußere Form ist Darstellung dieser Einheit“, wie der Soziologe Niklas Luhmann in seinem Buch *Die Wirtschaft der Gesellschaft* (1990) schreibt. Die symbolische Seite einer Landschaft wird plastisch, wenn man sich zum Beispiel die Funktion des Großglockners vor Augen hält. Er ist Zeichen für Kärnten, und er ist gleichzeitig Darstellung einer Einheit des Verschiedenen, die einige Spannung in sich enthält.

Auch der Dobratsch und die Schütt schließen sich in interessanter Weise auf, wenn sie als gleichzeitig reale und symbolische Landschaften betrachtet werden, die ihrerseits auf die sozialen und kulturellen Verhältnisse zurückwirken. Die Geschichte dieser wechselseitigen Prägung reicht zurück bis in die Zeit der alten Römer, deren Spuren zum Beispiel bei Warmbad Villach besichtigt werden können, sie hat mit dem Bergbau zu tun, mit dem traditionell auch eine bestimmte Kultur verbunden war. Und sie hat noch den sogenannten Nötscher Kreis in seiner Wahrnehmung geprägt, die Malergruppe, die sich dort niedergelassen hatten (siehe Beitrag A. Kirchmeir S. 247ff.).

Die Spannung von Stadt und Berg

Der Nötscher Kreis ist ein Beispiel der Spannung zwischen dem engen Bezug zu einem bestimmten Ort auf der einen Seite und einer gleichzeitigen Weltoffenheit auf der anderen. Die Maler, die von Paris bis Wien bekannt waren, hatten sich ja nicht nur aus biographischen Gründen in Nötsch getroffen. Fern davon, eine Schule mit einem gemeinsamen Meister, einer gemein-

samen Methode oder einem gemeinsamen Thema zu bilden, verbindet sie doch eine Weltwahrnehmung, nämlich, wie es Edwin Lachnit in seinem Buch *Ring mit dem Engel* (1998) ausdrückt, „die Überzeugung, im kreativen Potenzial einer unverbildeten ländlichen Region das unverzichtbare Substrat der urbanen, intellektuellen Hochkunst vorzufinden“. Diese Spannung kann sich zu einer existenziellen Aporie zuspitzen, die der knapp vor der Vertreibung von seiner Professur an der Akademie in Stuttgart stehende Anton Kolig 1943 in einem Brief, den Wilhelm Baum in den von ihm herausgegebenen Buch *Briefe und Dokumente zum Nötscher Kreis* (2004) abgedruckt hat, bitter auf den Punkt bringt: „Mit dieser starken, großartigen Natur werden ein Wiegele und vielleicht ein Mahringer fertig – beide in gewissem Sinne Realisten: ein schönes Gewand von Farben wird über die Grausamkeiten geworfen.“

Das Land, seine Intensität und Enge, seine Grausamkeit und Schönheit, stehen nicht erst für Kolig in einem komplexen Spannungsverhältnis zur Anonymität und Offenheit, zu den Gefahren und Problemen der Stadt. Zu diesem Spannungsverhältnis fügt der Berg eine dritte Dimension hinzu. Ihm ist kulturgeschichtlich der Begriff „Erhabenheit“ zugeordnet. Der Begriff geht auf das griechische Wort *hypsos* zurück, und das heißt wörtlich „Höhe“. Schon in Platons Dialog *Phaidros* wandelt die Seele „in den höheren Gegenden“, wie ja auch die Götter seiner Zeit am schneebedeckten Olymp wohnen. Während die alten Römer, typische Flachländer, da kritischer waren und dem reisenden Titus Livius die Alpen als eine „über alle Beschreibung scheußliche Erscheinung“ erschienen, wie Jost Perfahl in seinem Buch *Die schönsten Bergsteigergeschichten der Welt* (1984) zitiert, kam dem Berg spätestens nach Immanuel Kant wieder die Qualität des Erhabenen zu, in der die Wahrnehmung dem Naturschönen etwas Übersinnliches unterlegt. Schon der junge Schopenhauer erweist sich als guter Schüler Kants, wenn er in seinen *Reisetagebüchern aus den Jahren 1803 und 1804* vom Ungeheuren der Bergwelt spricht, in der die Natur ihre Schranken überschreitet.

Villach, Dobratsch, Schütt

Die Erhabenheit des Dobratsch in einer viel profaneren Bedeutung ist Grund dafür, dass auf seinem Gipfel allerlei technische Einrichtungen herumstehen. Am höchsten ragt der 165 Meter hohe Sendeturm hervor, in den bis zu seiner Eröffnung im Jahre 1971 einiger Stahlbeton zu einem rot-weiß-roten Symbol verbaut wurde. Wie die Eisenbahnen im 19. Jahrhundert die Wirklichkeit räumlich und zeitlich homogenisierten, indem ihre Netze die Nationalstaaten zusammenschlossen und ihre Bahnhofsuhren das Leben in einer bis dahin unbekannten Weise synchronisierten, wurden das Radio in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und später das Fernsehen zum Faktor der Identitätsbildung. Welches nach 1971 in Villach geborene Kind war nicht stolz auf diesen Turm, der den Dobratsch schon von weitem unverwechselbar macht? Symbolisch in der Bedeutung des „Zusammenwerfens“ ist die Existenz gleich zweier Kirchen im Gipfelbereich des Dobratsch, der sogenannten „Deutschen Kirche“ Maria am heiligen Stein und der sogenannten „Windischen Kirche“, die etwas verfallen abseits steht: Im Land, das der Dobratsch souverän überblickt, herrschen kleinliche Spannungen.

Die Stadt Villach hat schon lange versucht, in die Erhabenheit des Dobratsch hinauf zu greifen. Die Pläne für Seilbahnen, Zahnradbahnen und Straßen gehen bis in das späte 19. Jahrhundert zurück. 1965 wurde die 16,5 Kilometer lange Straße eröffnet, die 1.202 Höhenmeter überwindet. Wer der Straße folgt, sieht die Transformation des Erhabenen in die Doppeldeutigkeit des Symbolischen. In der Nähe ihres Beginns sind Sprungschanzen in die Seite des Berges geschlagen. Dass die österreichischen Schispringer auch „Adler“ heißen, die sich allerdings mit hochtechnologischen Mitteln in die Lüfte katapultieren, ist Beispiel für diese Transformation. Vom Parkplatz drei der Straße aus fällt der Blick auf den Großverschiebebahnhof Fürnitz. Wie der Besitzer einer Modelleisenbahn schaut man aus der Natur heraus in eine künstliche Landschaft, die man zu beherrschen meint. Im Alpengarten beim Parkplatz sechs wachsen 900 verschiedene Alpenpflanzen, die auf so sympathische Namen wie „Hasenohr“ oder „grüne Nießwurz“ hören, eine künstliche Versammlung der Biodiversität mitten in der Natur. Danach ist, wer in einem der drei gastronomischen Etablissements in Gipfelnähe mitten unter lauten Menschenmassen sitzt, mit der Welt versöhnt. Dem Dobratsch ist die Stadt auch entgegengekommen. Einmalig ist der Rückbau der Schilifte zu Zeiten, in denen sie allorts ausgebaut werden. Dadurch wurde das Entstehen des Naturparks Dobratsch möglich, der heute freilich von allerlei Landschaftszersiedelung und Landschaftsmöblierung, von Spielplätzen und Grillecken, bedroht ist.

Das harmonische Verhältnis, das sich in dieser ambivalenten Vereinnahmung des Bergs durch die Stadt heute verwirklicht, war früh gestört. Beim Erdbeben am 25. Februar 1348, dessen Epizentrum in Friaul lag, stürzten gewaltige Felsmassen zu Tal und bildeten die heutige Schütt. Durch das Erdbeben fielen die Pfarrkirche St. Jacob und die Nikolaikirche in Villach zusammen, und ihre Trümmer töteten zahlreiche Gläubige. Teile der oft hölzernen Häuser stürzten in die Feuerstellen, und Brände legten die Stadt in Asche.

Das Erdbeben, noch dazu kurze Zeit vor Ausbruch der Pest, erschien als elementares Ereignis, den Menschen zur göttlichen Warnung und Strafe. Bei dieser Form der Deutung gibt es oft eine Ausnahme, etwas oder jemanden, der verschont bleibt. Diese Rolle spielt hier die Kirche von Oberschütt, die es einem göttlichen Wunder verdankt, dass sie unbeschädigt blieb. Die Spuren der Schafe, die in ihr Rettung fanden, soll man noch heute sehen können. Interessant ist ein Mythos, der sich bis heute gehalten hat. Manche Quellen sprechen von 17 Dörfern, drei Schlössern und neun Kirchen, die der Berg unter sich begraben habe. Der Patriarchatskanzler Paolo Santonino berichtet in seinen bekannten *Reisetagebüchern* von 1486 das gleiche vom Hörensagen. Im 18. Jahrhundert versuchte man sogar, die Dörfer genau zu lokalisieren. Heute gilt es als wissenschaftlich erwiesen, dass die Felsmassen auf ein hauptsächlich unbewohntes Gebiet niedergegangen und die Zerstörungen auf das Erdbeben zurückzuführen sind. Wilhelm Neumann hat den Mythos in einem gleichnamigen Aufsatz *Die Ausbildung der 17-Dörfer-Sage* rekonstruiert.

Das Ineinander aus Steinen, Geröll und Vegetation war in den Jahrhunderten nach dem Felssturz für menschliche Zwecke kaum nutzbar. Aus der wertlosen Landschaft entstand ein Raum, der durch seine enorme Biodiversität einen neuen kulturellen Wert gewonnen hat, ein Territorium der unberührten Natur. Es ist heute seinerseits von der Technologie des 20. Jahrhun-

derts in gewisser Weise neu verschüttet. Das Dröhnen der Südautobahn, gegen massive Bedenken mitten durch die Schütt gefräst, ist an vielen Stellen zu hören und hat die Unberührtheit in weiten Teilen akustisch zerstört.

Die sogenannte Bärenbrücke, die über die Autobahn gebaut ist, kann als ein Symbol gelesen werden, in dem Künstlichkeit und Ursprünglichkeit in fast absurder Weise zusammentreffen. Sie illustriert zugleich einen weiteren Aspekt des Symbolbegriffs: In seinem Buch *Mythen des Alltags* (1964) beschreibt der französische Philosoph Roland Barthes ein baskisches Haus mitten in Paris, das, künstlich zusammengesetzt aus herbeigebrachten oder nachgemachten Teilen, das „Baskentum“ darstellen soll und doch nichts anderes ist als eine leere Hülle, die nun beliebig aufgefüllt werden kann. Das erinnert an das Gasthaus „Kärntner Hamatle“ in Klagenfurt, das vor Jahren abgerissen und „originalgetreu“ wieder mit Fertigteilen aufgebaut wurde, und das nun die leere Hülle der Heimat symbolisiert. Die Bärenbrücke soll dazu dienen, dass hier eigentlich ausgerottete Braunbären die Autobahn überqueren können. Weil die scheuen Tiere keineswegs die Schütt bewohnen und sich nur selten von Slowenien her in die Gegend verirren, ist sie Zeichen des (auch in Gestalt eines Bären an ihrem Geländer in Beton gegossenen) Wunsches nach ursprünglicher Natur, die eben durch diesen Beton zerstört wird. Dass sie immerhin Rehen und Gämsen, Hirschen und Luchsen einen hochtechnologischen Übergang über die Verkehrstechnologie gewährt, mag ein wenig besänftigen.

Die Schütt durchqueren

Wie anderswo ist das Gehen die adäquate Form der Annäherung auch an die Schütt. Wer „geht, sieht am Durchschnitt anthropologisch und kosmisch mehr, als wer fährt“, war immerhin schon der Leitsatz von Johann Gottfried Seume, der 1802 seinen *Spaziergang nach Syrakus* absolviert hat.

Wer von der Autobahn aus über Leitschienen hinweg auf die Schütt blickt, dem erscheinen die darüber ragenden Gesteinstrümmer der Schütt als eine urtümliche Landschaft. Auch wer sich als Fußgänger in dieses steinerne Meer hinein begibt, kann sich leicht verirren. Aber die Schütt ist eine Kulturlandschaft im erläuterten Sinn, in der die menschlichen Eingriffe und die Landschaft in einem oft krassen, manchmal aber fast romantischen Verhältnis stehen. Von Süden her kommend, sieht man den Ausgangspunkt des Bergsturzes, dem sich die Landschaft verdankt, nämlich die markante Nische der Roten Wand. Bald wird man den Lärm der Autobahn hören, die das Gebiet durchschneidet. Wer etwa von Pöckau her kommt, trifft auf eine parallel zur Autobahn verlaufende Asphaltstraße, wendet sich nach Westen, findet bald eine Unterführung und gelangt zum eingezäunten Kanal des Gailkraftwerks und, weiter nach Westen, zur Wehranlage, einem technischen Denkmal aus alten Zeiten. Zuerst Richtung Dobratsch, dann auf einem Querweg nach Osten, erreicht man tatsächlich den „Almgasthof“, ohne dass man einen Berg bestiegen hätte.

Mitten in der Schütt befinden sich ja einige Wiesen, wie die „Rauthwiese“ und die „Seewiese“. Wer sich auf einer dieser Wiesen auf den Rücken legt und zum Dobratsch hinaufblickt, in der Ferne das leise Dröhnen des Verkehrs, kann das Verhältnis zwischen der Schütt, dem Berg und der Stadt als ganz eigene und körperliche Erfahrung noch einmal nachvollziehen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Carinthia II - Sonderhefte](#)

Jahr/Year: 2013

Band/Volume: [Schuett](#)

Autor(en)/Author(s): Berger Wilhelm

Artikel/Article: [Stadt und Berg 237-241](#)